

Zeitschrift: FRAZ : Frauenzeitung

Band: - (2001-2002)

Heft: 1

Artikel: Mit der Arroganz der Kalten Kriegerin : Betrachtungen zur Wende

Autor: Beck, Rose Marie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1053883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mit der

Arroganz

der

Kalten Kriegerin

Betrachtungen zur Wende

17

Hauptthema

Aufgewachsen mit dem Kalten Krieg und der Vorstellung, dass der Ostblock ein Bollwerk gegen den Kapitalismus sei, geht eine Schweizerin in die BRD studieren. Ihre Eindrücke vom Fall der Mauer und von der Zusammenarbeit mit ostdeutschen Frauen – eine Reflexion in Sachen Feminismus, Glaubwürdigkeit und Arroganz.

Als Schweizerin bin ich in den 70er Jahren mit dem Kalten Krieg aufgewachsen. Konkret bedeutete dies für mich vor allem, dass ich lernte mich vor einem Atomkrieg zu fürchten, meinen Bunkerplatz zu kennen, Notvorräte anzulegen und an den Schutz der Milizarmee zu glauben.

Ich nehme an, dass mir bekannt war, dass es eine DDR gab, aber eigentlich hörte für mich die Welt an der Berliner Mauer auf. Dahinter gab es die Fratze des Todes¹ – aber keine Menschen. Das war unvorstellbar. Obwohl wir in der Schule selbstverständlich auch deutsche Geschichte lasen, war sie doch nicht unsere, sie war so fremd, dass wir sie sogleich wieder vergassen. So wusste ich eigentlich nichts über Deutschland, schon gar nicht über die DDR.

Ein Wahrzeichen der Moral

Als ich 1986 zum Studium in die BRD kam, war ich erstaunt, z.B. darüber, dass Leipzig in der DDR lag, dass in Köln noch so viele Trümmergrundstücke und Baulücken in den Häuserreihen bestanden. Was «drüben» sei, lernte ich mit meinem Eintritt in die linke Bewegung, z.B. dass Rudi Dutschke «von drüben» kam. Und dass da der Sozialismus gesiegt habe. Oder doch nicht, zumindest nicht so ganz.

Jedenfalls war die DDR, der ganze Ostblock nebst einigen Ländern wie Tansania, für mich ein wichtiges Bollwerk gegen einen ungezügelten, brutalen Kapitalismus. Die DDR, ein Wahrzeichen der Moral, der Gerechtigkeit – natürlich unserer Vorstellungen von Moral und Gerechtigkeit. Vom Leben «dort» machte ich mir keine Vorstellung, alles viel zu weit weg, viel zu utopisch und besser nicht genauer hingeschaut.

Die Nachricht vom Mauerfall traf mich erst am Tag danach, ganz unverhofft während eines Seminars zu feministischer Theologie. Ich war spontan entsetzt. Der Jubel, die Hochstimmung war mir absolut unverständlich. Ich war aus meiner antiwestlichen (und aus heutiger Sicht gleichzeitig westzentrierten) Perspektive sofort

im Bild: Der Fall der Mauer bedeutete einfach den endgültigen Sieg des Kapitalismus. Und ich empörte mich über diese Blauäugigkeit der (West)Deutschen über die «Wiedervereinigung». Es würde keine Wiedervereinigung geben unter dem Sieg des Kapitalismus. Bestenfalls einen Anschluss, eine Übernahme. Letztlich hatten die Amis und mit ihnen der Kapitalismus den Krieg gewonnen.

Ich wurde fast gelyncht. Gerettet hat mich einzig mein deutlich hörbarer schweizerischer Akzent. Das entschuldigte (fast) alles. Ich bestand zwar auf meiner Ansicht, aber ich erinnere mich nicht, ob ich noch jemals in dieses Seminar zurückkehrte. Und ich war vorsichtiger geworden, wenn ich mein grosses Maul über den Fall der Mauer aufriss. Irgendwie schien mich niemand verstehen zu wollen. Ich verstand zwar irgendwann, dass sich für die Menschen im Westen Deutschlands viel mehr mit dem Fall der Mauer verband als bloss Kapitalismus oder Sozialismus – z.B. dass nach 40 Jahren getrennte Familien wieder zusammengeführt werden konnten. Aber gerade dies, in Anknüpfung an eine linke Tradition der Abgrenzung gegen die eigene Herkunftsfamilie, verstand ich überhaupt nicht: wer wollte schon von seiner Familie etwas wissen?! Das war doch spiessig!

Die schrecklichen Bilder von Menschen, die sich während der ersten Tage der Mauer auf die Westberliner Seite aus den Fenstern stürzten, waren für mich weder präsent noch relevant. Heute, wo ich im Gegensatz zu 1990 einen Fernseher besitze, in dem der Mauerbau und -fall kürzlich auf allen Kanälen dokumentiert zu sehen war, ist das anders. Ich bin sicherlich «deutscher» geworden, zumindest was meine Kenntnis der deutschen Geschichte und Vergangenheit betrifft. Für so unpolitisch ich die Haltung meiner KommilitonInnen damals hielt, für so unpolitisch halte ich heute mein damaliges Unverständnis.

Als sei ein Druck gewichen

Was am deutlichsten für mich aus jenen Tagen

herausragt, ist der Eindruck, dass die Menschen das Gefühl hatten, der Krieg sei endlich und endgültig vorbei. Ich kann das nicht viel besser erklären. Es kam mir vor, als sei über Nacht ein Druck von diesem Land (vielleicht eher: von Köln, wo ich lebte) gewichen. Ich denke heute, die Nachkriegszeit war zu Ende, und für mich persönlich auch der Kalte Krieg. Damals war es für mich der Zweite Weltkrieg, der nun zu Ende war. Aber dies wurde nie ausgesprochen. Wie könnte der Zweite Weltkrieg für Deutsche jemals Anknüpfungspunkt für eine neue gemeinsame Geschichte sein? Bis heute sehe ich wenig Diskussion in der Öffentlichkeit, die auf jene Zeit zurückgreift, um wieder zusammenzuwachsen.

Ein Besuch in Berlin im Sommer 1990 veränderte meine Vorstellungen von Ost und West wenig. Am Kurfürstendamm schockierten mich die Symbole des ungezügelten Kapitalismus: überall schreiende Plakate, übergroße leuchtende Firmenschilder, lärmender Strassenverkehr. Die Gedächtniskirche musste ich suchen und betrat sie aus Ekel über den Moloch Westberlin nicht.

Auf der anderen Seite Ostberlin mit seinen Riesenalleen und Plattenbauten, mit holprigem Kopfsteinpflaster und alten, romantischen und restlos heruntergekommenen Häusern aus der Vorkriegszeit. Ostberlin war nostalgisches Braun oder technokratisch-effizientes Grau. Die Rückfahrt nach Köln über Land ist mir heute wie eine Serie von Bildern aus dem späten 19. Jahrhundert in Erinnerung. Es fehlten nur noch die Eselskarren, um mein Fotoalbum zu vervollständigen.

Von Vollständigkeit kann natürlich keine Rede sein. Ich bin heute entsetzt über meine Arroganz, mit der ich alles schon «wusste», «klar» und «deutlich» sah, analysierte. Ich ärgerte mich zwar über die Siegerpose, mit der die im Westen etablierten Parteien die ehemalige DDR überzogen, mit der die Treuhänder auch noch die letzten Reste DDR-eigener Betriebe zerschlug. Dass dort (ich sage bewusst: dort) auch Men-

schen lebten, lag durchaus im Fassungsvermögen meines Intellekts, real war das für mich nicht.

Dies änderte sich wenigstens kurzfristig, als ich über eine Freundin einen Teil einer vom Arbeitsamt Leipzig finanzierten Übergangsmassnahme übernahm. Diese Massnahme war (natürlich) an eine Firma aus dem Westen ausgelagert worden. Hier bearbeitete ich mit den Frauen vor allem Themen wie Arbeit, Arbeitsrecht, Existenzminimum. Es ging u.a. darum, den Frauen einen Eindruck vom Kapitalismus zu vermitteln und sie fit zu machen, darin nun zu bestehen. Ich kam wieder mit einer unbelehrbaren Arroganz an, vor allem gegen westdeutsche Frauen, die ich entweder als tolle Feministinnen (wie mich) oder doofe Hausmütterchen darstellte. Auf die ostdeutschen Frauen war ich etwa so gespannt, wie eine Ethnologin auf ihr Forschungsobjekt.

Unter den Tisch gekehrte Unterschiede

Das reichte nicht. In Diskussionen mit den Frauen, denen ich mich aufgrund meiner Ablehnung westdeutscher Gesellschaft verbunden fühlte, stellte sich rasch heraus, dass uns Welten trennten: Mich, die junge, feministische, aus Westdeutschland kommende Schweizerin und sie, gestandene Frauen mit Kindern und einer Biographie, mitten in der Unsicherheit des postsozialistischen Umbruchs.

Dies zeigte sich für mich ganz deutlich in einer Diskussion in der Kantine, als eine Frau mir vorwarf, dass ich ihre Situation ja gar nicht verstehen könne. Denn meine Zukunft sei doch abgesichert, während sie als Arbeitslose und ohne Aussicht auf eine weitere Einstellung vor dem Nichts stünde. Ich parierte geschickt: Als Afrikanistin werde man sozusagen für die Arbeitslosigkeit ausgebildet (was in gewisser Weise sogar stimmt, jedenfalls gibt es kein klares Berufsbild «Afrikanistin»).

Meine Glaubwürdigkeit war nach dieser Diskussion konsolidiert. Ich hatte eine kleine Gemeinsamkeit taktisch geschickt eingesetzt. Den

grossen Unterschied zwischen uns, kehrte ich unter den Tisch: Nämlich, dass der StudentInnenstatus per se mit Unsicherheit verbunden und daher für mich selbstverständlich war, während für die Frauen dieser Umschulung ihre Unsicherheit neu und existenzbedrohend war. Ich war so arrogant (unausgesprochen) von ihnen zu verlangen, sich dem Feminismus (und mir) mit fliegenden Fahnen anzuschliessen. Statt dessen lasen sie die Superllu und diskutierten, wo welcher neue Supermarkt gerade die Tore geöffnet hatte. Ich war in der Lage, über eine Frau die Nase zu rümpfen, die beschlossen hatte, sich in die von ihr als relativ existenzsichernd erachtete Kindererziehung und eine Arbeit als Tagesmutter zurückzuziehen. Ihre Kritik an den Verhältnissen konnte ich nur selektiv wahrnehmen. Ich verstand nicht wirklich, welchen Umwälzungen und Gefühlen von Fremdheit diese arbeitslosen Frauen sich ausgesetzt sahen.

Resignation und Zukunftsangst

Vielleicht habe ich mein Unverständnis intuitiv wahrgenommen. Ich regte dazu an, anhand eines Frageleitfadens ihre Situation zu reflektieren. Eine Frau schrieb:

«Die ganzen sozialen Bedingungen und schulischen Dinge waren besser. Auch mit der Arbeit war es vorher besser, der Arbeitsplatz war gesichert, auch wenn man eine Frau war, man wurde akzeptiert und war wer. Heute ist man wertlos geworden (als Frau) in Bezug auf Arbeitssuche, es sieht sehr trostlos aus bei uns mit Arbeit. Man kommt sich wie ein Bettler auf den Arbeits- und Sozialämtern vor, weil man vorher dies alles nicht kannte und brauchte. Der ganze Papierkrieg überall, die langen Wartezeiten, um an sein erreichtes Ziel zu gelangen. Trotzdem gebe ich den Mut nicht auf und suche weiter Arbeit, denn es muss ja weitergehen. Und ich muss eine Arbeit finden oder ich muss in eine Umschulung gehen, um unsere Zukunft abzusichern. Als Frau hat man es eben nicht leicht zur Zeit, man wird nicht mehr so behandelt als

vor der Wende. Vor der Wende war der Arbeitsplatz gesichert, jetzt sucht man vergeblich nach seinen Rechten.» (Grimma, Sommer 1990)

Die jüngeren Frauen fürchteten sich vor der Zukunft, da ihre Abschlüsse nicht anerkannt oder in der Zeit kurz vor dem Anschluss abgebrochen werden mussten. Die älteren resignierten angesichts eines Systems, in dem sie als überflüssige Arbeitskraft aussortiert wurden. Sie alle zeigten eine grosse Unsicherheit und Ängste bezüglich der neuen Lebensverhältnisse – was für mich natürlich nicht galt.

Leider, muss ich heute sagen, habe ich aus dieser Erfahrung nicht viel gelernt. Zu sehr war mein Kopf vernagelt von ideologischen Vorstellungen von richtig und falsch, von schwarz und weiss.

Heute denke ich, dass meine heftige Reaktion aus meiner Ablehnung dessen entsprang, was ich in der Schweiz gelernt hatte: eben dem Kalten Krieg. Sicherlich, die DDR ist angeschlossen worden. Der Kapitalismus hat einen Aufschwung erlebt, der Sozialstaat ist out, Globalisierung das neue Schlagwort. So bleibt für mich die Landkarte östlich der Elbe im Grossen und Ganzen unbekanntes Land, bestenfalls bevölkert von medial vermittelten Bildern.

Ich beginne eben erst jetzt zu begreifen, dass ich, die ich im Rheinland lebe, am westlichen Rand der Republik lebe. Ich begreife auch, dass mich als Schweizerin von den RheinländerInnen – ich habe in der BRD nur im Rheinland gelebt, die BRD ist für mich in gewisser Weise «Rheinland» – in Bezug auf ihre/unsere Ignoranz gegenüber deutscher und deutscher Geschichte wenig unterscheidet. Sowohl die SchweizerInnen als auch die RheinländerInnen sind sich selbst genug, abgeschottet vor allem nach Osten. So unerträglich ich das auch finde, der Kontakt zu Frauen aus dem Osten findet für mich hier statt, mit Frauen, die aus dem Osten hierhergekommen sind, meine «Sprache» sprechen. Nicht umgekehrt.

aus: beiträge zur feministischen theorie und praxis 54 (2000): Trend Wende? Trennt Wende? Eine Ost-West-Annäherung. Köln, S. 123–126.

1) Die Autorin bezieht sich auf den lateinamerikanischen Kapitalismuskritiker Franz Hinkelammert, der beschreibt, wie die Ideologie des Kapitalismus suggeriert, ausserhalb des Kapitalismus sei kein Leben möglich. (Franz J. Hinkelammert: Die Ideologischen Waffen des Todes: zur Metaphysik des Kapitalismus, Freiburg/Schweiz 1985).

Rose Marie Beck, geboren 1964 in Luzern, seit 1986 im Rheinland. Promovierte Afrikanistin mit kommunikationswissenschaftlicher Ausrichtung und sozialwissenschaftlichen Interessen. Mehrere Forschungsaufenthalte in Mombasa. Lektorin für Swahili an der Universität Frankfurt.